

ES BÄSTAD, im Dezember heißt, sie habe gesungen, noch ehe sie sprechen und laufen konnte. Beim Nachbarn entdeckte sie früh eine kleine Heimorgel. Darauf spielte sie so lange vernüft herum und begleitete sich beim Singen, bis ihr Vater meinte, sein Mädchen solle auch eine bekommen, damit sie die anderen Leute nicht länger störe. Als er das Instrument mit seinem Pferdefuhrwerk nach Hause brachte, vergrub die musikverrückte Tochter, noch keine fünf Jahre alt, ihr Gesicht auf dem Sofa unter einem Kissen. Birgit Nilsson konnte ihr Glück nicht fassen und fürchtete, sie würde bloß träumen. Aber der Traum wurde wahr und das gute Stück ist heute im Boarp Heimatmuseum in Båstad zu sehen, einem hübschen Örtchen auf der südschwedischen Halbinsel Bjäre, in dessen Nähe sie 1918 geboren wurde.

Zum Erhalt des Museums und des zuständigen Heimatvereins hat Birgit Nilsson viele Sommer lang Benefizkonzerte in der Dorfkirche von Västra Karup gegeben, wo sie als Kind dem Chor angehört hatte. Als Erwachsene kam sie so nach Hause zurück und sang für die Einheimischen, darunter Freunde, Verwandte, Bekannte – und dies, obwohl sie inzwischen längst ein hochbezahlter Star war, der auf allen großen Opernbühnen gefeiert wurde, ob in Stockholm, Wien, Paris, Mailand, Chicago oder Buenos Aires. Dort schenkten ihr hingerissene Fans körbweise Rosen und kostbaren Schmuck, und in Parma bekam sie einmal einen kompletten Schinken nebst einem Laib Käse für die Weiterreise. Vor ihr lag nicht nur das Publikum der ganzen Welt auf den Knien, ihr warfen sich auch der Regisseur Wieland Wagner – mit seinem Bruder Wolfgang Leiter der Bayreuther Festspiele – und Sir Rudolf Bing, der große Intendant der New Yorker Met, zu Füßen. Die Stehplatzbesucher der Wiener Staatsoper kratzten ihre Schillinge zusammen, um bei einem Juwelier einen Goldring in Auftrag zu geben, der sie als Isolde im Profil zeigte. Sie nahm das ungewöhnliche Geschenk 1968 an und bezeichnete sich ab dann als mit dem Stehplatz verlobt. Berühmtheiten aller Art umschwärzten sie, ohne ihr den Kopf verdrehen zu können. Bescheiden wie erhobenen Hauptes bezeichnete sie sich stets als „ein Mädchen aus Skåne“, wie Schönen im Schwedischen heißt, und blieb es – heimatverbunden, bodenständig, ohne Dünkel.

Mit ihrem Mann, dem Tierarzt und Unternehmer Bertil Niklasson, zog sie von der West- an die Ostseite Schömons. Das Anwesen ihrer Eltern, auf dem sie eigentlich Bäuerin werden sollte, gab sie indes auch nach deren Tod nicht auf. Seit 2010 beherbergt es ein Museum, das an die Diva und ihre beispiellose Karriere erinnert. Man nähert sich ihm über eine schmale, hügelige Straße durch Felder und Wiesen, in der Ferne schimmert das Meer. Es ist eine ländliche, rauhe, sehr abgelegene Gegend. Unschwer lässt sich vorstellen, wie Birgit Nilsson hier zur Kirche geradelt ist und mit Freundinnen gespielt hat – und wie sie, gut gelaunt und lebensfroh, einfach so vor sich hin gesungen hat.

Doch was heißt „einfach vor sich hin gesungen“! Ihre Stimme war von Anfang an außerordentlich und ihr künstlerisches Potential exorbitant. Bereits der Kantor Ragnar Blennow, der immer wieder in Båstad Unterricht gab und ihr erster Gesangslehrer wurde (und dessen gerahmtes Foto sie zeitweilig im Reisegepäck hatte), erkannte dies und prophezeite ihr eine große Zukunft als Sängerin.

Biographie ist nicht alles, aber manchmal hilft sie, eine ungewöhnliche Laufbahn besser zu verstehen. Viel ist schon darüber gesprochen worden, wie die intakte Natur Skandinaviens, die geographische Abgeschiedenheit, die allgärtliche Musikalität und die guten Ausbildungsmöglichkeiten großartige Sängerpersönlichkeiten hervorgebracht haben, etwa Kirsten Flagstad, Nina Stemme, Lauritz Melchior, Jussi Björling, Helge Rosvaenge, Matti Talvela, Matti Salminen, um nur einige zu nennen. Bei Birgit Nilsson, die als Jahrhundert-Isolde und Jahrhundert-

Wo die Jahrhundert-Isolde die Kühe molk

Vor zehn Jahren hat sie uns verlassen, hier in Südschweden kam sie zur Welt: Ein Museum auf der Halbinsel Bjäre ist ganz dem Andenken an die große Sopranistin Birgit Nilsson gewidmet.



Gärtnerin aus Liebe: die Sopranistin Birgit Nilsson bei der Stimm- und Herzensbildung

Foto Birgit Nilsson Museum

Brünnhilde in die Musikgeschichte eingegangen ist, spielte all das natürlich eine Rolle – und darüber hinaus ein unerklärlicher Rest, den man göttlich zu nennen sich hinreißen lassen möchte: ein Wunder. Eine Offenbarung. Ein Geniestreich.

Dank ihres phänomenalen Talents überstand sie missliebige Lehrer, eine anfangs falsche Gesangstechnik, die zu schlimmen Folgen hätte führen können, Pannen aller Art – und den Kulturschock, vom Bauernhof, wo sie noch mit Anfang zwanzig die Kühe molk, über die eher gemütlige Großstadt Stockholm hinaus in die Welt zu gelangen, in der sie sich freilich schnell eingewöhnte und resolut (immer ohne Manager) auftrat. Trotz ihrer gewaltigen Karrieresprünge schien sie ihre Erfüllung einzig im Singen, nicht in Glamour und Gagen zu finden, obwohl sie stets dafür sorgte, bestens bezahlt zu werden. Bald wird ihr postum eine besondere Ehre zuteil: Sie wird den neuen schwedischen Fünfhundert-Kronen-Geldschein zieren.

Geht man durch das schöne, helle Museum mit seinen alten Mauern und Holzbalken, sieht man zahlreiche Fotografien, auf denen sie ausgelassen lacht: ob in einem Fiaker in Wien, mit Badekappe am Strand oder in Kostüm und Maske neben Rosa Raisa, der ersten Sängerin der Turandot, die sich einfand, als die Scala Birgit Nilsson 1958 eingeladen hatte, in der gleichen Rolle in Giacomo Puccinis letzter Oper die Saison zu eröffnen – als erste Nicht-Italienerin überhaupt. Und man sieht in der Ausstellung auch ungewöhnlich viele lächelnde, kichernde, aufgeräumte Besucher mit Audio-Guides, die das Museum in mehreren Sprachen anbieten. Darauf ist neben einem Kommentar zu den Objekten und Vitrinen Birgit Nilsson persönlich zu hören, wie sie aus ihrem Leben erzählt: Einmal geht es um das Pferd, das sie in ihrer ersten „Götterdämmerung“ 1954 in Stockholm fast in den Orchestergraben abgedrängt hatte, ein anderes Mal um den Knatsch mit Herbert von Karajan, der eine Szene mög-

lichst dunkel haben wollte, weshalb sie gern das Premierengeschenk eines unbekanntem Gönners – einen Grubenhelm mit Stirnlampe – annahm (und sich damit des Maestros Gunst verscherte). Sie spricht darüber mit selbstbewusstem Amüsement und dem Gefühl, als Primadonna unverzichtbar zu sein.

Etwas von Nilssons Grandezza und von der Himmelsmacht ihres Gesanges liegt hier in der Luft, von einer ungemiein menschlichen und dabei geradezu kunstmetaphysischen Aura, die vom behutsam renovierten Hof bis hinüber in das kleine Café (des ehemaligen Stall) strahlt, wo es – nach ihren Rezepten – köstliche Imbisse und Torten wie „Diva“ oder „Aida“ gibt. Ähnlich wie in der heiter ansteckenden, räumlich-akustischen Zeitreise durch das Museum ist sie in ihrer leider vergriffenen Autobiographie „La Nilsson“ (1995) zu erleben. Darin schreibt sie mit verblüffender Gelassenheit auch über die mitunter skurrilen Begleitumstände gefeierter Aufführungen, etwa dass seinerzeit (für heute wollen

wir das einfach nicht glauben) neben den szenischen oft sogar die musikalischen Proben auf ein Minimum reduziert waren, so dass es sich ein Star wie Giuseppe di Stefano erlauben konnte, in Mailand erst zur Generalprobe von „Turandot“ zu erscheinen.

Viel Privates gibt sie in ihren Memoiren freilich nicht preis, zu Sentimentalität neigte sie ohnedies nie. Immer wieder führt sie mit Klarheit, Klugheit und Leidenschaft zur Apotheose der Kunst wie zur Wahrheit des Ausdrucks zurück, verschweigt dabei aber die Mühen des Singens und der Erarbeitung schwieriger Partien nicht, macht sich über schweißtreibende Kostüme, überforderte Dirigenten („partiturose Exhibitionisten“), Reisestrapazen und die ewige Angst vor Erkältungen lustig.

Das Birgit-Nilsson-Museum, geöffnet von Mai bis September, ist inhaltlich vergleichbar aufgebaut. Es illustriert ihr Leben so dezent wie erhellend, so maßvoll wie stolz. Trotz der persönlichen, normalerweise nicht unbedingt museumswürdigen Gegenstände – Schminkkoffer, Konzertgarderobe, Maskottchen – geht es stets und auch mittels zahlloser Hörstationen vor allem um die Musik: am Beispiel und aus dem Blickwinkel der Ausnahme-sängerin. Es ist keine eitle One-Woman-Show, sondern eine spektakuläre Karriere, die da als Erfüllung höchster künstlerischer Erwartungen und Ansprüche nachvollziehbar ist.

Mit ihrer Stimme wie flüssiges Gold, ihrem absoluten Gehör und ihrem fotografischen Gedächtnis kamen bei Birgit Nilsson wesentliche Faktoren zusammen, die sie meisterlich zu nutzen vermochte, weshalb auch ihre Plattenaufnahmen so zeitlos erscheinen. Hier singt nicht eine Sängerin, hier spricht die Musik selbst. Formvollendet wie notengetreu ließ sie Verdis Lady Macbeth ebenso wie Webers Agathe lebendig werden, Richard Strauss' Färberin wie Beethovens Leonore. Schließlich wurde sie auch bewundert, weil sie die hochdramatischen Frauenfiguren Richard Wagners viel mozarischer interpretieren konnte als das in den fünfziger und sechziger Jahren üblich war.

Auf Filmen ihrer Konzerte, die im Museum gezeigt werden, ist kein Firlefer zu sehen oder zu vernennen, alles kommt rein, glühend, gläubig, allein aus der Komposition geschöpft. Und das Publikum musste bei ihr nie Sorge tragen, dass sie ihre Partien nicht bewältigen, die Spitzentöne nicht erreichen würde. „Naturwunder aus Skåne“, nannte sie Hans-Peter Lehmann, als ihr 1991 in Bayreuth die Wilhelm-Pitz-Medaille verliehen wurde. Bei Georg Solti's Einspielung von „Tristan und Isolde“ in Wien musste das Liebesduett mehrfach wiederholt werden, bis er zufrieden war. Dabei lieferte Birgit Nilsson vierzehn Mal das hohe C ab – und schenkte dem Produzenten großzügig die dreizehn nicht benötigten, falls eine andere Sängerin sie irgendwann brauchen würde, was tatsächlich bald geschah.

Birgit Nilsson hat das Absolute gesucht – und sie hat es erreicht. Liest man historische Kritiken, hört ihre Live- wie Studioaufnahmen, sieht ihre Fotos, Filme, besucht ihr Museum, so fügen sich die Eindrücke zum Bild einer freien Frau, einer souveränen Künstlerin, kurz: eines glücklichen Menschen. Ihren Abschied nahm sie in aller Stille, ohne Ankündigung. Nach einer Aufführung von „Elektra“ am 16. Juni 1982 in Frankfurt am Main zog sie sich nach fast vierzig Jahren von der Bühne zurück, gab nur noch ein paar Konzerte. „Und ich fühlte mich wohl dabei“, schrieb sie in ihrer Autobiographie. La Nilsson machte auf der Höhe ihres Schaffens Schluss, wollte nicht als alte Dame für früheres Können neibjelt werden. Sie hatte keine Kinder und stiftete den alle zwei bis drei Jahre vergebenen Birgit-Nilsson-Preis – mit einer Million Dollar der international höchst dotierte Musikpreis.

Am 25. Dezember 2005 ist Birgit Nilsson in Schweden verstorben. Begraben wurde sie mit ihrem Mann und ihren Eltern auf dem kleinen Friedhof von Västra Karup – wo in der Dorfkirche nebenan alles angefangen hatte: nicht mehr und nicht weniger als ein Kuss der ganzen Welt. IRENE BAZINGER

Nichts als große Siege

Bilder für die Nation: Moskauer Ausstellungen

MOSKAU, im Dezember Der Ausstellungsreigen in Moskau ist makaber wie lange nicht mehr. Heimatgeschichte, Nationalstolz und Wirklichkeitsnähe stehen auf dem Programm. Die neben dem Kreml gelegene Ausstellungshalle Manege gibt den Ton an. Nachdem man in zwei Kunstschauen die eigene Geschichte bis 1945 präsentiert, ist nun die russische Raumfahrt an der Reihe. Unter dem Titel „Vom Traum bis zum Start“ geht die Reise zu den Sternen erst mal zurück in die Vergangenheit. Eroberer des Weltalls werden gefeiert: Konstantin Ziolkowski, Juri Gagarin, Sergej Koroljow und viele mehr, Menschen und Tiere.

Es gäbe nichts auszusetzen an solchen Formaten, wäre da nicht der propagandistische Gestus, die eigene Nation als die größte hinzustellen. Die eigene Geschichte vielschichtig schildern, das will man gerade nicht. Wandtafeln glorifizieren die Zeiten, die die Nation geprägt hätten: zwei Weltkriege, Oktoberrevolution, Raumfahrt. Mit Lenin sei man in die Zukunft gestartet, mit Stalin habe man Hitler und den Faschismus besiegt, mit Gagarin die Sterne erobert. Die Manege, wo diese Art von Geschichte aufgerollt wird, mutierte zum sakralen Ort. Während die Eintrittspreise anderer russischer Museen an westliche Standards angeglichen wurden, ist der Eintritt in die von der Stadtregierung unterstützte Manege mit höchstens 2 Euro günstig. Die Besucher sind zahlreich.

Das „Bildungsprogramm“ startete Ende Oktober mit der vom Kulturrat des Moskauer Patriarchats organisierten monumentalen Multimedia-Installation „Meine Geschichte“. Von den großen Erschütterungen zu den großen Siegen“. Sie versetzte die Besucher in die konstruierte Schwerelosigkeit des Raumschiffes namens Geschichte, fütterte sie von Station zu Station mit Bildern, Animationen, Filmen. Die berühmte Gottesmutterikone „Derschawnaja“ (die „Machtvolle“ oder auch die „Staatliche“), die aus der Christi-Erlöser-Kathedrale in die Manege gebracht wurde, wacht über dem Geschehen. Um die „eigentlichen Ursachen für die Revolutionen und Kriege“ zu schildern, die „genaue Anzahl der Opfer“ zu benennen und nicht zuletzt „wahre Helden dieser Zeit“ zu identifizieren, hat man, wie versichert wird, „zahlreiche, noch nie gezeigte Materialien aus den Archiven“ geholt.

Solcherart über die Ereignisse zwischen 1914 und 1945 medial beschallt und instruiert, steigt man ins Souterrain hinab in die begleitende Ausstellung „Romantischer Realismus“. Auch diese Ausstellung liefert ihre Besucher kritiklos den Träumen und Visionen des Sozialistischen Realismus aus: Rote Armee, Poetisierung der Arbeit, Bildnis des Führers Stalin. Die Begleittexte verherrlichen, statt kunsthistorisch einzuordnen. Auch der Gemäldehang endet mit dem sakral überhöhten Vaterländischen Krieg. Der wird symbolisiert durch das überlebensgroße Ölbild des mittelalterlichen Fürsten und Deutschenbezingers Alexander Newski als athletischer Superman in schimmernder Rüstung. Der als Ikonenmaler ausgebildete Leninpreisträger Pawel Korin schuf das Bild 1942. Das Publikum ist begeistert, wie Einträge im Besucherbuch zeigen. Eine Philosophie-Studentin immerhin schreibt, die Ausstellungen zeugten vom „Verfall unserer Nation, die aus den eigenen Fehlern nicht gelernt“ habe. WLADIMIR VELMINSKI

Der Autor forscht zur Geschichte und Theorie medialer Regime in Osteuropa an der Bauhaus-Universität Weimar.

Die Jeschichte der Kirsche im Griff

Rheinische Abendlandskunde: Der Kabarettist Konrad Beikircher wird siebzig



Konrad Beikircher

Foto ddp

dem Munde der Anruferin nie etwas zu hören war, Konrad Beikircher sprach im Radio, für das Elke Heidenreich den Siegburger Knastpsychologen entdeckt hatte, nur die Stimme der Frau Roleber, und die sporadischen Einreden Frau Walterscheidts lernte der Hörer nur in Frau Rolebers widerlegendem Referat kennen – ähnlich wie die Verhandlungspositionen Heinrichs IV., wie Schieffers Kollege Johannes Fried hervorhebt, aus den verzerrten Berichten königsfeindlicher Klos-

terchronisten erschlossen werden müssen. Frieds These von der fatalen Dominanz der nationalliberalen Canossa-Legende wird dadurch gestützt, dass die Katholiken Roleber der Protestantin Walterscheidt, die Frau Roleber nach Auflegen des Hörers gegenüber ihrem Gatten schon einmal „die alte Calvinisten-Schnepfe“ schimpft, diese Legende vorträgt, auch noch mit kryptoprotestantischem Wissensoptimismus: „Wenn man die Jeschichte der Kirsche kennt, Frau Walterscheidt, dann hat man das Abendland und das Rheinland schon mal per se im Griff.“ Frau Rolebers Ideal ist eine National-, ja Regionalkirche: „Der Spaghetti, der glaubt eben anders als der Kölsche, und der Nejer glaubt anders als der Pole!“

Der König, so die Erzählerin und Bäckerfrau, hätte sich demnach ganz ähnlich ausgedrückt wie sie selbst, Frau Roleber, die ihrer Zuhörerin Frau Walterscheidt regelmäßig kräftig verneinend in die Parade zu fahren pflegte, obwohl aus

terchronisten erschlossen werden müssen. Frieds These von der fatalen Dominanz der nationalliberalen Canossa-Legende wird dadurch gestützt, dass die Katholiken Roleber der Protestantin Walterscheidt, die Frau Roleber nach Auflegen des Hörers gegenüber ihrem Gatten schon einmal „die alte Calvinisten-Schnepfe“ schimpft, diese Legende vorträgt, auch noch mit kryptoprotestantischem Wissensoptimismus: „Wenn man die Jeschichte der Kirsche kennt, Frau Walterscheidt, dann hat man das Abendland und das Rheinland schon mal per se im Griff.“ Frau Rolebers Ideal ist eine National-, ja Regionalkirche: „Der Spaghetti, der glaubt eben anders als der Kölsche, und der Nejer glaubt anders als der Pole!“

Der 1965 aus Südtirol eingewanderte Beikircher, der heute siebzig Jahre alt wird, hat in einem Interview das Gegenteil gesagt: „Der rheinische ist ein italienischer Katholizismus.“ Wegen des vom Papst dem Domkapitel oktroyierten Erzbischofs Meisner trat Beikircher aus der Kirche aus. Seitdem fühlt er sich katholischer denn je. Seine Kabarettprogramme und Bücher verbinden Landeskunde und Laienmission. Nie hat er verraten, warum Frau Walterscheidt immer wieder bei Frau Roleber anrief, ohne je auch nur ein einziges Brötchen zu bestellen. Diese Canossa-Gänge warten noch auf ihren Frieden oder Schieffer. PATRICK BAHNERS

Übers Strippenziehen im Gehirn

Dem Neurobiologen und Nobelpreisträger Thomas Südhof zum Sechzigsten

Für viele, die wenig vom Gehirn wissen, aber viel von Patriotismus zu verstehen glauben, ist es immer noch die spannendste Frage: Ist der Hirnforscher Thomas Südhof nun ein deutscher oder ein amerikanischer Nobelpreisträger? Darüber ließe sich heute noch einiges sagen; der gebürtige Göttinger, der vor zwei Jahren den Nobelpreis für Physiologie und Medizin erhalten hat, sieht sich und seine Familie jedenfalls als bis unter die Haarspitzen amerikanisiert. Wer allerdings jemals mit ihm über die Nationalitätenfrage diskutiert hat, wird den Eindruck nicht los, dass sich darin neben der Begeisterung für das amerikanische Wissenschaftssystem auch Reste von Groll eines überstürzt Geflohenen – respektive eines unglücklich Vertriebenen – ausdrücken.

Zweimal hätte Südhof, dessen Talent in der Neurobiologie schon in seinen akademischen Anfängen als Mediziner in Göttingen, Aachen und Harvard bekannt war, als Direktor eines Max-Planck-Instituts wirken können. Zum ersten Mal in seiner Heimatstadt, wo er Anfang der achtziger Jahre am MPI für biophysikalische Chemie promoviert wurde. Doch der Direktorsposten am Göttinger Institut für experimentelle Medizin endete nach einem Disput mit der Max-Planck-Direktion über die molekulare Ausrichtung des Hau-

ses mit seiner Flucht zurück an die University of Texas nach Dallas, wo er bereits als Postdoc unter zwei späteren Nobelpreisträgern gearbeitet hatte. Das zweite Mal, ein paar Jahre später, scheiterte eine Berufung an das Frankfurter MPI für Hirnforschung – angeblich an den Kosten. Am



Thomas Südhof

Foto Daniel Tejedor

Ende bleibt es unerheblich. Denn für Südhof ist nicht die Frage von Gehältern oder Tierstallkosten erheblich, sondern allein die Frage des experimentellen Möglichkeitsraums und der Vernetzung. In dieser Hinsicht hatten ihm Texas und seit 2008 die Eliteuniversität von Stanford alles zu bieten, was er sich wünscht. Für seine Entdeckungen des höchst präzisen Steuerungssystems an den Verbindungsstellen des Gehirns, den Synapsen, war ihm 2013 zusammen mit den Amerikanern James Rothman und Randy Schekman der Nobelpreis zuerkannt worden.

Von da an nutzte Südhof seine Popularität, um die Forschung an neurodegenerativen Leiden wie Alzheimer, Schizophrenie und Autismus weltweit zu fördern – zugleich tritt er aber immer wieder auch dem hartnäckigen Gerücht entgegen, wir wüssten heute schon genügend über Vernetzung und molekulare Details, um die Funktionen des Gehirns digital zu simulieren. Nichts ist ihm so fremd wie technologische Hybris als Wesensinhalt seiner Wissenschaft. Mit seiner Heimat verbindet Südhof mittlerweile nicht nur die 2013 wiedererlangte deutsche Staatsbürgerschaft, sondern auch sein eng geknüpftes Forscher-Netzwerk: Als Gastwissenschaftler am Berliner Institut für Gesundheitsforschung kommt er regelmäßig nach Deutschland. Heute wird Thomas Südhof sechzig Jahre alt. JOACHIM MÜLLER-JUNG